

Ist unsere Muttersprache in Gefahr? : Gedanken zur Pflege von Mundart und Schriftsprache

Autor(en): **Thürer, Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **82 (1978)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-309433>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ist unsere Muttersprache in Gefahr?

GEDANKEN ZUR PFLEGE VON MUNDART UND SCHRIFTSPRACHE

Von Georg Thüerer

Herrn Prof. Dr. *Georg Thüerer* (Teufen) möchten wir ganz herzlich danken, dass wir seinen bei den Bündnerinnen in Tschierschen gehaltenen Vortrag bringen dürfen. Am 26. Juli — mitten in den Sommerferien — feierte *Georg Thüerer* seinen 70. Geburtstag. Wir möchten uns dem Kreise der Gratulanten anschliessen und nachträglich die herzlichsten Wünsche übermitteln. Eine gediegene Geburtstagsfeier fand anfangs September in St. Gallen statt. Bei diesem Anlass wurde auch sein neuestes Werk «*Erker*», Ansprachen und Aufsätze, vorgestellt. —

Einem Beitrag, erschienen im «*Gross-Anzeiger*», St. Gallen, entnehmen wir die folgenden Worte: «*Georg Thüerer*, eine der markantesten Persönlichkeiten der Schweiz überhaupt, verkörpert den kulturellen Ostschweizer. Die Kantone Glarus, Graubünden, St. Gallen, Appenzell-Ausserrhoden und Thurgau streiten sich um die Ehre, ihn zu ‚besitzen‘.» Doch allen Kantonen hat er viel gegeben, in allen ist er in gleicher Weise zu Hause: In der Glarner-Mundart hat er gedichtet, im Glarnerland ist er aufgewachsen; in St. Gallen hat er als Hochschullehrer und Wissenschaftler lange Jahre gewirkt; im ausserrhodischen Teufen lebt er seit vielen Jahren; im Bündnerland liegt sein Heimatort. Dem Bündnerland hat er aber auch viele seiner kulturellen Beiträge gewidmet und im Thurgau hat er sich zum Primarlehrer ausbilden lassen. — Nun wäre es ein verwegenes Unterfangen, *Thüerer* einem der genannten Kantone zuzuordnen. Er hat in allen Wurzeln geschlagen; alle haben ihm viel zu verdanken.

Unsere Besinnung geht von der ernstesten Frage aus, ob unsere Muttersprache gefährdet sei. Sie kann es sein, weil Umstände eigenmächtig unser Sprachleben schädigen oder aber auch, weil wir zu nachlässig mit der Sprache umgehen. Ich lasse indessen das Abschieben der Schuld auf die Umstände nicht ohne weiteres gelten; denn die Umstände zu ändern liegt auch beim verantwortlichen Menschen. So zeichnet sich gleich schon zu Beginn unseres Gedankenganges die Antwort auf die aufgeworfene Frage ab: Es kommt auf uns selber, auf unser Verhältnis zur Muttersprache an, ob diese verkümmere oder gesund blühe. Achten wir auf gutes Deutsch in Mundart und Schriftsprache und ächten wir alle Liederlichkeit in Rede und Gespräch, Brief und Presse, so werden manche lauernden Gefahren gebannt. Dabei können ein paar Leitgedanken wegweisend sein.

Wesen und Würde der Sprache

Unter den Merkmalen, welche den Menschen vom Tier unterscheiden, ist die Sprache das wichtigste. Sie ist es, welche uns von Naturwesen zu Kulturträgern erhebt. Die Sprache ist ein geregeltes System von Laut- und Schriftzeichen, die innerhalb einer Gemeinschaft ver-

standen werden. Die Wörter erlauben dem Menschen, sein Innenleben (Wahrnehmungen, Gefühle, Wünsche und Gedanken) auszudrücken und mitzuteilen. Ohne Sprache ist uns eine Kultur kaum denkbar. Auch Wissenschaften wie Chemie und Mathematik, die ihre besondern Abkürzungen und Zahlen haben, bedürfen der Sprache. Selbst Künste wie Musik, Malerei und Tanz kommen — man denke nur an Kunstunterricht und Kritik — ohne die guten Dienste der Sprache nicht aus.

Das Kind wächst in die Muttersprache hinein

Das Kind kommt wohl mit einem Schrei, aber noch ohne Sprache zur Welt. Es würde sprachlos bleiben, wenn man es nicht in das Sprachleben einführte. Wir alle kennen die Freude, die vom ersten geglückten Wort aus Kindermund ausgeht. Mit jedem neuen Wort ergreift das Kind geistig Besitz von seiner Umwelt, und mit dem Wortschatz wird das Ausdrucksvermögen der jungen Seele reger und reicher. Haben die Eltern und die ältern Geschwister einen wachen Sprachsinn, so bedeutet das eine grosse Gunst für das Kind. In der Schule spürt man bald genug, wie verschieden — neben der Anlage — die Förderung zuhause das Sprechvermögen der einzelnen Kinder bestimmt und welche Schranken sich Schülern aus Häusern, wo man wenig oder nur triebhaft spricht, entgegenstellen können.

Die Mutter ist die erste Sprachpflegerin. Nicht umsonst spricht man ja von der Muttersprache. Die Mutter wirkt durch ihr Beispiel und ihre Weisungen. Dabei spreche sie so, dass das kindliche Gemüt sie versteht, aber nie läppisch kindertümelnd. Man soll die Tiere mit den rechten Namen bezeichnen und sie nicht nach den Lauten, die sie von sich geben, benennen: die Haustiere heissen also «Hund» und «Katze», nicht Wauwau und Miau. Mütter können auch zu viel auf Kinder einreden. Blosses Geschwätz ist eine Wortschwemme. Es gibt nun eben einmal Leute, bei denen das Reden eher ein Zustand als eine Tätigkeit ist.

Die Kunsterziehung beginnt schon in der Kinderstube. Man wähle die Gebete, Sprüchlein, Abzählreime, Liedchen und Märchen sorgsam. Die Sprache kann ein enges Band zwischen Mutter und Kind weben. Das erfuhr jene Mutter, die ihr Kind auf die Märchenerzählerin der Schallplatten verwies, die doch alles viel besser wisse und könne. Das Kind aber sagte treuherzig, der fernen Künstlerin könne es halt nicht auf den Schoss sitzen.

Die Vielfalt der Sprachen

Auf der Welt gibt es zwar überall «Sprache», aber nicht nur eine einzige. Die 4 Milliarden Menschen auf unserer Erde haben insgesamt rund 3000 Muttersprachen. Die Bibel oder doch grosse Teile der Heiligen Schrift sind in mehr als 1000 Sprachen übersetzt, die somit Schriftsprachen sind. Die Sprachgemeinschaften sind von sehr ver-

schiedener Grösse. Während es zum Beispiel im Kongo Zwergsprachen gibt, die nur in einer Anzahl von Zeltdörfern verstanden werden, geben über 800 Millionen Menschen das Chinesische als Muttersprache an. Diese Riesensprache aber zur führenden Weltsprache zu erheben, begegnet Schwierigkeiten, nicht zuletzt angesichts der Tausende von Schriftzeichen, während das Englische, wiewohl es nicht einmal halb so vielen Menschen als das Chinesische als Muttersprache gilt und Schreibweise und Aussprache oft arg auseinanderklaffen, Stufe um Stufe emporsteigt; es hat jedenfalls in Politik und Wirtschaft das Französische überholt.

Beim Rang einer Sprache kommt es natürlich nicht nur auf die Zahl derer an, welche sie als ihre Muttersprache bezeichnen, sondern auch auf die Bedeutung der in ihr abgefassten Schriftwerke. In solcher Sicht sind das alte Griechisch und das Latein der Römer, der mittelalterlichen Klöster und des Humanismus nicht «tote» Sprachen; ihr Bildungswert lebt ja im Gymnasium weiter. Eine logisch aufgebaute Kunstsprache wäre für sachliche Mitteilungen zu begrüßen, kaum aber für dichterische Kunstwerke, denn sie wäre nirgends «daheim».

Jedenfalls müssen wir uns in der Weltkultur noch auf langehin mit Übersetzungen behelfen. Diese stellen Aufgaben, die nicht restlos zu lösen sind. Jede Sprache hat eben ihre eigene Denkweise und ihre besonderen Gefühlswerte. Der Italiener sagt nicht von ungefähr: traduttore — traditore. Das heisst, dass jeder Übersetzer auf gewisse Art ein Verräter sei, weil er das, was ihm die «Quellensprache» im Urtext vorlegt, bei der Übersetzung in die «Zielsprache» bewusst oder unbewusst «verfälscht». Manchmal fehlen auch die entsprechenden Ausdrücke. So hat das Französische kein Wort für «Geschwister», und beim Übersetzen ins Deutsche kann ich nur aus dem Zusammenhang erkennen, ob das Wort «parents» «Eltern» oder «Verwandte» bedeutet. Ein Engländer oder gar ein Amerikaner kann Hunderte von «friends» haben, während wir mit dem Worte «Freund» behutsamer umgehen. Das gründliche Eindringen in eine fremde Sprache und das Abhören ihrer Eigentöne lässt uns das besondere Wesen der eigenen Sprache sozusagen von aussen her kennen und neu schätzen. Wer seinen Stil schulen will, übersetze jeden Tag eine Seite aus einer Fremdsprache ins Deutsche, und zwar schriftlich.

Fremdwörter

Die Begegnung verschiedensprachiger Völker führt zum Austausch von Waren und Gedanken. Nicht selten übernimmt man mit dem fremden Gut auch dessen Bezeichnung. Geschieht es mit Mass, so ist gegen diesen natürlichen Vorgang wenig zu sagen, zumal dort nicht, wo die fremden Wörter bei uns eingedeutscht werden. So sind Bezeichnungen wie Ziegel, Dach, Strasse, Mauer, Kammer, Keller, Fenster usw. fremden Ursprungs; aber es wäre unsinnig, diese Bezeichnungen, die vom Haus- und Strassenbau der alten Römer stammen, aus unserm Wortschatz zu verdrängen. Sie wurden schon

sehr früh übernommen und haben sich im Wortton (Akzent) gemäss der germanischen Betonung der Stammsilbe und auch in der Endung unserer Sprache angeglichen. So sind sie gleichsam eingebürgert, und man nennt sie Lehnwörter.

Anders halte man es mit den eigentlichen Fremdwörtern, denen man die fremde Herkunft noch deutlich anhört. Da ist Vorsicht geboten. Strömt das Fremde im Übermass in unsere Rede oder unsern Schriftverkehr ein, so wird der lebendige Kern unserer Sprache angegriffen. Er vermag dann nicht mehr, das fremde Wortgut sich anzuverwandeln, sondern viele Fremdwörter bleiben Fremdkörper und verunstalten wie Geschiebe und Blöcke bei einer Überschwemmung den Garten unserer Sprache.

Warum gebrauchen denn viele Leute so gerne Fremdwörter? Es geschieht meistens aus Eitelkeit oder aus Denkfaulheit. Ich kannte einen Schneider, der auch ein Stofflädeli besass. Auf seinem Aushängeschild aber pries er sich als marchand-tailleur an, womit er wohl beinahe sein gesamtes Französisch von sich gab, und nur wenige Dorfgenossen verstanden das welsche Wortpaar; dennoch glaubte er, ein Schimmer der haute couture de Paris falle auf sein Geschäft. Oder da steht ein Techniker vor einem Wasserfall und erklärt: «Man sollte von dieser hydraulischen Energie effektiv profitieren.» Er glaubt natürlich, dass ihm die Arbeiter rundherum nach diesem Fremdwörtertschwall staunend in die Nasenlöcher sähen. Sie schätzen aber einen Werkmeister eher, der gemeinverständlich sagt: «Man sollte diese Wasserkraft wirksam ausnützen.» — Die Denkfaulheit verführt uns oft, ein schwammiges Fremdwort statt eines deutlichen deutschen Wortes zu gebrauchen. Was ist doch zum Beispiel nicht alles «interessant»! Dabei würden Eigenschaftswörter wie fesselnd, ansprechend, aufschlussreich, lohnend usw. unsern Briefen besser anstehen. Oder gibt man sich «interessanter», wenn man mit Fremdwörtern um sich wirft? Manchmal ist ihr Gebrauch Glückssache, wie es die aufgeputzte Frau erfuhr, als sie im Eisenbahnwagen fragte, ob ein Couplet (coupé = Abteil) noch frei sei. Man halte sich auch frei vom Wahn, dass das Fremdwort auf die Dauer vornehmer sei. Das Wort Veloziped mochte in der Frühzeit des Fahrrads verblüffen. Heute ist es in der Mundart längst durch die Kurzform «Velo» und in der Schriftsprache durch «Rad» ersetzt worden. Und es würde wenig einladend wirken, wollte man jemand zum Mitfahren im Automobil einladen. Das gute alte Wort «Wagen» ist zu neuen Ehren gekommen.

Natürlich soll man nicht auf dienliche Fremdwörter verzichten. Wie gäbig ist es, in einer fremden Stadt nach einem «Taxi» zu rufen! Der Vorschlag, das Wörtchen durch «Fahrpreisanzeigerwagen» zu ersetzen, ist lebensfremd und lächerlich. Auch die Empfehlung der «Liebesapfeltunke» hat die «Tomatensauce» von unserm Speisezettel noch nicht verdrängt.

Die Gelehrten schätzen viele Fremdwörter, weil sie von den griechisch-lateinischen Grundlagen der Wissenschaften her stammen und

in den meisten Sprachen des abendländischen Kulturkreises geläufig sind, was den Gedankenaustausch über die Sprachgrenzen hinweg sehr erleichtert. Immerhin bemerken wir Sprachfreunde mit Genugtuung, dass gerade die grössten Denker sich nicht selten am einfachsten ausdrücken. Sie haben es eben in keiner Weise nötig, sich mit fremden Federn und fremden Wörtern zu schmücken.

Hier ist ein Hieb gegen das Soziologen-Chinesisch fällig. Was für eine blutlose und oft leerläufige Sprache schreiben doch manche Leute, welche sich ausgerechnet mit der menschlichen Gemeinschaft befassen! Sprache sollte doch auch Gemeinschaft stiften helfen. Wir verstehen es, wenn Bundespräsident Walter Scheel empfiehlt, man möge doch nicht von «interpersonaler Sympathiezufuhr», sondern von «mehr Liebe und Freundlichkeit» sprechen.

Ein neues Laster: die Abkürzungssucht am falschen Ort

In unserm Jahrhundert wird der Mensch immer mehr «verwaltet». Das bringt einen Riesenbau von Ordnungen, Ämtern und Ausschüssen mit sich. Zudem geht unser Leben hastiger vor sich. Da muss wohl oder übel auch die Sprache mithalten. Das ist verständlich. Manchmal weiss sich das Volk rasch zu helfen. Statt zu sagen: Die «Schweizerische Eidgenossenschaft» hat verfügt, heisst es eben kurz und bündig: Der «Bund» hat verfügt. In andern Fällen sind uns Abkürzungen wie SBB oder AHV geläufig, ja sogar vertraut geworden. Anderswo ist die Sache fragwürdiger. In meinem Empfinden haben sich FdP und SP usw. als Parteibezeichnungen noch nicht eingeschliffen. Warum konnte man nicht weiterhin von Freisinnigen und Sozialisten sprechen? Warum muss die Generalversammlung zur GV (mündlich: Gevau) werden? Besonders übel wird es, wenn die gleiche Abkürzung vielerlei bedeuten kann. So wusste ich einst nicht, was FM bedeute. Aus der Studentenzeit kannte ich die Bedeutung von FM für Fux-Major; aus der Zeit, da unsere Kinder klein waren, erinnerte ich mich, dass FM Frauenmilch bedeute, und nun lernte ich in einem Vortrag über Radiotechnik, dass FM auch die Frequenzmodulationen bezeichnet, was die Eingeweihten wussten, nicht aber ich Neuling. Man frage sich also zweierlei: erstens, ob eine Abkürzung wirklich unerlässlich und empfehlenswert sei und, wenn es der Fall ist, ob sie von den Hörern oder Lesern verstanden werde oder einer Erklärung bedürfe.

Bildervermengung

Wenn wir sprechen, so denken wir kaum mehr daran, was einzelne Wörter ursprünglich bedeuteten. So bezeichneten die Verben «be-greifen» oder «er-fassen» einst sinnliche Vorgänge, heute aber soll beim Gebrauch dieser Tätigkeitswörter nicht die Hand, sondern der Geist etwas aufnehmen (comprendre), das heisst verstehen. Dieser Wortgebrauch im übertragenen Sinn gehört zur Sprachkultur.

Krasse Unkultur aber ist es, wenn man eigentliche Bilder bedenkenlos verwendet, wie es den Politikern im Parlament gar nicht selten unterläuft. Da empfahl ein Bauernvertreter: «Ich kann Euch den Kuhmist nicht warm genug ans Herz legen.» Ein Arbeiter warb für die Zustimmung zu den etwas höhern Kosten bei einem Bauvorhaben: «Ich bitte Sie, diesmal auch den Verputz zu schlucken.» Ein dritter erhob den Warnfinger: «Das ist ein zweischneidiges Schwert, bei dem der Schuss oft hinten hinaus geht.» Ein vierter endlich schlug vor, ein aussichtsloses Geschäft nicht weiter zu behandeln: «Das ist ein totgeborenes Kind, das sich im Sande verlaufen hat.» Natürlich erzeugten alle diese Redner — unbeabsichtigtes — Gelächter, das ihnen peinlich sein musste. Sie alle hatten verkannt, dass es zwar eine Tugend ist, Bilder zu gebrauchen, aber nur, wenn man ihren eigentlichen Sinn mitbedenkt. Verwendet man sie nur wie irgendwelche Gemeinplätze, so ergeben sich eben mitunter komische Auswirkungen.

Junge Grobiane

Dass Menschen beim Drauflosplaudern wenig denken, hört man im Wirtshaus und im Eisenbahnwagen zur Genüge. Der Hang zum Fluchen, zur Vergröberung der Sprache war gewiss alleweil vorhanden, nimmt aber zu. Wer auf etliche Jahrzehnte zurückblickt, der weiss, dass die Ausdrücke für «sehr» und «schön», gerade weil sich darin ein Gefühl Luft macht, immer wieder wechseln, da sich eben jedes Modewort wieder abnützt und durch ein anderes, noch unverbrauchtes ersetzt werden soll. Man erinnere sich an Beispiele wie mordsmässig, saumässig, quant, gent, pyramidal, «ds Zähni», gerissen . . . bis zu unserm heutigen «lässig», das ja gar nicht dem schriftdeutschen «gelassen» entspricht, sondern etwa «erfreulich» bedeutet. Freilich wird das Modewort «lässig» oft mit saftigen Flüchen verbunden, bei denen die Leute, welche sie gebrauchen, meistens keine Ahnung davon haben, was sie ursprünglich bedeuteten. So bezeichneten «Cheib» und «Choge» einst Aas, das heisst, einen toten, ja verfauten Tierkörper.

Sicher dachten die beiden jungen Mädchen nicht daran, als sie neulich ein schönes, neues Haus als ein «uchogehuere-lässigs Huus» rühmten. Die «wüsten» Wörter dienten also dazu, die Schönheit zu loben. Wenn wir auch einräumen, dass viele Flüche durch den tagtäglichen Gebrauch (Du schlaus Cheibli; es isch choge nett) nicht mehr wie leidenschaftlich ausgestossene Verwünschungen wirken, so stellt der ruhige Sprachbeobachter doch fest, dass das Übermass an Kraftausdrücken die Lust an feinerer Wortwahl überwuchert, wobei leider auch Frauen für Sprachverluderungen anfällig sind.

Der leidige Papierstil

Alte Kaufleute haben sich einen besondern Stil für Geschäftsbriefe zurecht gelegt. Darin werden die Hauptwörter zu oft und die

Tätigkeitswörter zu selten gebraucht. Statt zu schreiben: «Wir sandten die Waren vorgestern», heisst es gespreizt: «Wir haben die Waren vorgestern zum Versand gebracht.» Die zweite Fassung ist länger und schlechter. Ein weiteres, viel umständlicheres Beispiel: «Es schweben diesseits noch Verhandlungen inbezug auf die Anordnung betreffs Aufstellung der Heizung.» Einfach gesagt: «Wir überlegen uns noch, wo man die Heizkörper am günstigsten aufstellt.» Der gerügte Satz hat vier auf «ung» lautende Endungen. Diese «Ungerei» macht den Stil schwerfällig. Nicht selten führt man Schneckentänze vor, wenn es um das liebe Geld geht. Aus «pekuniären Gründen» schreibt da ein Umstandspeter etwa: «Ich kann nicht umhin, tunlichst darauf hinzuweisen, dass sich die Summe der Einkünfte nicht allzutief unter derjenigen der Ausgaben bewegen sollte.» Klar heraus gesagt: «Wir sollten sparen.» Solche Sätze entschlüpfen manchen Leuten am Schreibtisch eher als im mundartlichen Gespräch am Familien- oder Wirtshaustisch.

Gesunde Mundart

Wir alemannischen Schweizer haben uns damit abzufinden, dass wir zweierlei Deutsch pflegen müssen: die hochdeutsche Schriftsprache und die Heimatsprache, das Schwyzertütsch. Die Mundart kann insofern als Muttersprache angesprochen werden, weil die Mutter sie uns lehrte; das Hochdeutsche braucht deswegen nicht eine Fremdsprache zu sein, sondern es ist und bleibt unsere Weltsprache.

Unsere Mundart hat es nicht leicht. Es gibt einmal bei uns kein einheitliches Schwyzertütsch von Davos bis Basel, vom Gotthard bis zum Randen. Grosse Städte und im Bergland selbst kleine Täler haben ihre eigene Mundart. Die immer regere Binnenwanderung, der damit verbundene Schulwechsel der Kinder sowie die vielen Ehen von Leuten aus verschiedenen Sprachräumen führen freilich zur Verflachung vieler Ortsmundarten. Das ist ein Vorgang, der sich kaum aufhalten lässt. Wir werden am Anfang des nächsten Jahrtausends in der Schweiz etwa sieben Grossmundarten haben, aber an die Voraussage von Sprachgelehrten, die um 1900 annahmen, im Jahre 2000 spreche man an der Aare und an der Spree etwa gleich, ebenso am Zürichsee und an der Ostsee, glaubt längst niemand mehr. Im Gegenteil: die Mundart ist am Radio und im Vortragssaal eindeutig im Vormarsch. Leider kann man nicht behaupten, dass es alleweil und durchgehend gute Mundart sei. Stellen wir zwei Fassungen einer Rede einander gegenüber. Umschreiben wir aber zuerst den Anlass: Der Leiter eines grossen Betriebs möchte Werkmeister Weber ehren und ihm für die 25jährige treue Mitarbeit vor versammelter Belegschaft danken. Er findet es mit Recht unnatürlich, diesen Dank hochdeutsch zu erstatten, zumal unter den Arbeitern und Angestellten niemand ist, der nicht Schweizerdeutsch versteht. Er hat aber die kurze Ansprache hochdeutsch aufgeschrieben und versucht nun,

sie aus dem Handgelenk in Mundart zu übersetzen — ein Abenteuer, das misslingen muss. Aber hören wir ihm zu!

Verehrti Awäsendi!

Hüt ereignet sich der nicht allzu häufige Anlass, dass wir üuserem Werkmeister Hansueli Weber im Bysy vo der ganze Belegschaft üuseri wohlverdienti Anerkennig zum Uusdruck bringe chönd, jährt sich doch sis Itrittsdatum i üuseri Firma zum 25. Mal. Mir händ daher nüd umhi chönne, der Tag dadurch z'understryche, dass mir alle Angestellte und Arbeiter für fünf Minute vor Ufnahm vo der Arbet hier versammelt händ, worunter der zu fyrendi Werkmeister en erhebliche Zahl vo Mitarbeiter und Fründe erkennt. Ja, ich lüfte keis Gheimnis, wänn ich erkläre, dass in Fälle, dere Schwierigkeitsgrad und potentielli Streikgefahr nüd z'underschätze gsy sind, der Herr Weber au sini Mittlereigeschafte under Bewys gstellt hät. Ehre, dem Ehre gebührt!

Für all sis Uusharre in prekäre Situationen, nicht minder für all sis exemplarische Verhalte i der Werkstatt und au sine unentwegte Ysatz als Sprecher der Arbeiterschaft uf der Direktion spreche ich hiemit der Dank der Geschäftsleitig uus. Ich understryche üüsere Dank durch die Überreichung einer Uhr. Möge sie ihm hier i üuserem Betryb, aber au anderswo und während sim nüd allzu färne Ruhestand fründliche Stunde schloh und d Erinnerung an üuseri Zusammengehörigkeit, die Solidarität innerhalb der erprobte Betrybsgemeinschaft, wachhalte.

Wer diese Rede laut gelesen hat, der hört ihr bei vielen Wendungen an, dass es sich um eine Ansprache handelt, die zwar mundartlich tönt, aber nicht aus dem Sprachgeist der Mundart entstanden ist. Ein anderer Redner hat — was allerdings den meisten von uns etwas schwer fällt — die Rede in Mundart entworfen oder sich anhand von Stichwörtern den Gedankengang gemerkt. Er spricht frei etwa so:

E guete Morged mitenand!

Hüt isch e bsundrige Tag für üüs alli. Es chunt ja nüd mängmal vor, dass mir amene so tüchtige und treue Ma, wie üüsere Wärchmeischer Hansueli Wäber eine isch, dörfed danke säge. Vor 25 Jahre isch er i üüsere Betryb iträtte. Sozsäge jede vo üüs kännt en und schätzt en wie mir. Darum hämmer hüt morged au Eu alli zämegrüeft. Mir wänd üüs fuf Minute, bevor mer an üuseri Arbet göhnd, druuf bsinne, worum mer üüsere Wärchmeischer Wäber als en uufrächte Ma und guete Hälfen alueged.

Jede dänkt no a säbe Zyschtig, wo's au bi üüs emal dicki Luft gha hät. Lüüt, wo nid ugärn Sand i d Maschine wärfed, gits ja überall — im Usland isch es sogar grossi Mode. Üüsere Wärchmeischer Wäber glaubt mit em gröschte Teil vo üüs noch a guetschwyzerische Grundsatz: Mä muess halt rede mitenand. Er hä am säbe Zyschtigabed es Gspräch zwüsched dene, wo i der Wärchstatt und dene, wo im Büro schaffed, ygfädlet. Mä hät enand gseit, wo eim der Schueh druckt, und sit due isch es wider besser gange. Keine isch eso für d Arbeiter ygstande wie der Wärchmeischer Wäber, und wil mer immer Vertraue zuenem gha händ, hämmer au uf ihn glosset. Mir wüssed au, wie Ihr alli zu ihm ufelueged. Und er verdienets au.

Herr Wäber, mir wetted Ihne as Zeiche vo üuserem Dank es Gschänk ge. Es isch e-n-Uhr. Und wänn Si öppe lueged, wie spat es sig, so dänked

Si allwäg öppedie au: Jo, die Uhr chunt vo Lüüte, wo Freud gha händ am guete Zämeschaffe, Hand i Hand.

Wer in echter Mundart spricht, ist in der Regel gegen Phrasen gefeit, steht aber, wenn er es an gedanklicher und sprachlicher Zucht fehlen lässt, in der Gefahr, in blosses Plaudern auszurutschen. Dass man in der Mundart auch die feinsten und die letzten Dinge sagen kann, beweisen nicht nur unsere besten Mundartschriftsteller, sondern auch das Leben selbst. Ein Liebespaar, das über die künftige Ehe spricht, wechselt, wenn es ernst gilt, gewiss nicht von der Mundart ins Hochdeutsche. Wer zu seiner Mundart Sorge tragen will, hat heute gute Bücher und Platten sowie Tonbänder zur Hand. Und er höre immer wieder auf die lebendige Rede des Volkes. Was gibt es doch für herrliche Sprichwörter! Eines für Hunderte: «Mä muess halt mit de Steine muure, wo mä hät.» Der Nebensatz darf ja nicht lauten «die mä hät». Das wäre eine unerlaubte Anleihe bei der Schriftsprache. Die Regel ist übrigens herrlich einfach: das bezügliche Fürwort (Relativpronomen) heisst in der Mundart immer «wo», und zwar bei Einzahl und Mehrzahl und bei allen drei Geschlechtern.

Unsere Weltsprache ist Hochdeutsch

Bei aller Freude an unserer Mundart wollen wir doch der hochdeutschen Schriftsprache die Treue halten. Sie ist es, welche unsere Briefe und Bücher bis hinauf zur Wasserkante und tief in den Donauraum hinein verständlich macht. Wir beneiden weder die Nordländer noch die Balten und auch die Flämen und etliche Völker im Balkan nicht um ihre Kleinsprachen, sondern freuen uns eben über den Weltanschluss, den wir in unserm Kleinstaat dank den grossen Kultur- und Handelssprachen Deutsch, Französisch und Italienisch geniessen, die immerhin zu den verbreitetsten Sprachen der Welt gehören.

Ausser den Schauspielern und Berufssängern, die auf strenges Bühnendeutsch zu achten haben, dürfen die Schweizer ihr Hochdeutsch ruhig so aussprechen, dass man ihnen die alemannische Herkunft anhört. Die Wiener und die Rheinländer verleugnen ja ihre engere Heimat im deutschen Sprachraum auch nicht. Unsere Nachrichtensprecher geben uns dabei ein gutes Beispiel, wenn sie sich nicht darin gefallen, »Vatta und Mutta« oder »Könisch« zu sagen. Das Ausland schätzt es im ganzen sehr, dass man die Nachrichten aus der freien und kleinen Schweiz in der uns eigentümlichen Tönung vernimmt, allerdings immer vorausgesetzt, dass die Sprache verständlich bleibt. Die Aussprache des Hochdeutschen in unsern Schulen ist seit der Einführung des Radios viel besser geworden. Freilich übernimmt man im anschliessenden Gespräch viele schriftdeutsche Ausdrücke in die mundartliche Rede. Das ist, nebenbei bemerkt, eine Gefahr, die auch das Rätoromanische bedrängt und die sich dort natürlich noch verheerender auswirkt.

Nachwort

Meine Ausführungen beruhen zu einem guten Teil auf einem Vortrag, den ich im Vorsommer vor Bündnerinnen hielt. In dieser Zusammenfassung musste eine Fülle von Beispielen und Ratschlägen wegbleiben, doch hoffe ich, dass die Ermahnung, zur Sprache Sorge zu tragen, auch beim Lesen dieser gekürzten Fassung ernst genommen werde. Die Sprache spiegelt ja unser Wesen, in der edelsten Form als Dichtung, und sie formt unser Wesen auch. Die Klarheit des Französischen, der Wohlklang des Italienischen und der Tiefsinn des Deutschen kennzeichnen ganze Völker, und wir deutschsprachigen Schweizer wissen, dass die Mundarten noch eine Feingliederung aufweisen, welche unser Erlebnisfeld im Staatsbürgertum und auf Wanderungen sehr bereichert. Bewahren und entwickeln wir sie!

OSTERFERIENFAHRT NACH TAIZÉ (BURGUND)

Osterdienstag, 17.—21. April 1979

Zeit und Zukunft fordern eine neue Lebensform in einem neuen Geist: Frohe Lebensqualität statt gierigen Lebenskonsum, Einfachheit statt Luxus, Mitmenschlichkeit statt Selbstsucht. Nicht in trauriger Askese, sondern im fröhlichen Geist christlicher Menschen. Wir Menschen eines reichen Landes sollten uns in diese neue Lebenshaltung freiwillig einüben, bevor uns schwindende Energie- und Rohstoffvorräte und die wachsende, hungrige, zornige Dritte und Vierte Welt dazu zwingen.

Nach diesem Taizé laden der *Verein kath. Lehrerinnen der Schweiz*, der *Schweiz. Lehrerinnenverein* und der *Evang. Schulverein der Schweiz* zu einer Osterferienfahrt ein. Es sind nicht nur Lehrerinnen und Lehrer eingeladen, auch Gäste sind willkommen! Katholische und reformierte Theologen übernehmen die geistliche Leitung. Die Organisation besorgt wie seit einigen Jahren *Pia Hediger*, Zug. In Taizé bieten uns die Frères der Taizé-gemeinschaft Information und Aussprache an. Ermöglicht werden uns die Teilnahme an den Offices der Frères, Aussprachen, stille Besinnung, neue Kontakte, einfache Unterkünfte in Baracken und Essen vom gemeinsamen Essen der Jugendlichen.

Die Brüder von Taizé teilen all ihre Einkünfte mit den Ärmsten der Welt und der Umgebung; Jugendliche, die in Taizé eine Zeitlang gelebt haben, tragen diesen Geist und diese Haltung des Teilens in alle Gegenden der Welt, in die ärmsten Stadtviertel unserer europäischen Länder und anderer Kontinente hinaus. So strahlen durch sie Lichter neuer Hoffnung in die Dritte und Vierte Welt des Hungers und der Arbeitslosigkeit, der Verlorenheit und der Verzweiflung.

Von diesem neuen Geist und Leben ergriffen, werden wir Wirksames auch in unsere Schulen und Spitäler und Büros heimtragen können. Selbst froher geworden, ermöglichen wir unserer Umwelt in Schule und Dorf und Stadt die Froheit einfachen Lebens und christlichen Teilens.

Abfahrt in Privatautos am Morgen des 17. April 1979 nach telefonischer Absprache. Route: Bern—Romainmôtier—Mouthe—Tournus—Taizé. Kosten: Für Essen und Unterkunft in Taizé Fr. 80.—, für Autofahrt Fr. 90.—. (Die Autolenker erhalten die Fr. 90.— ihrer Mitfahrer.) — Telefonische Auskunft und Anmeldung bei P. Hediger, Alpenstrasse 14, 6300 Zug, Tel. 042 / 21 01 56.